marcks Leben, von der er selbst anläßlich der Schlacht von Königgrätz erzählt (Paul Liman, Bismarck-Denkwürdigkeiten): „Dort hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, die ich hütete während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit glühenden Farben malte ich mir die Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ein armer Dragoner lag hilflos da, beide Beine waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach; ich fand nur Geld, und das nutzte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätten Sie selber sehen sollen! So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt als diese, die ich nicht rauchte!"

Wie ein Soldat einen russischen Generalstabsobersten gefangen nahm.

Der Feldjäger Ernst Wunderlich aus Schönbach bei Asch in Böhmen erzählt seine Kriegserlebnisse in folgender Weise:

„Es war an Rußlands Grenze. Ein heißer Augusttag. Bei Morgengrauen bemerken die Posten, daß die Russen noch da sind. Da heißt es aufstehen, Kameraden, so gut auch der Morgenschlummer schmecken mag. Und bald prasselt unser Feuer ins feindliche Lager. Auch die Kanonen brüllen ihren Morgengruß den Russen zu. Fürchterlich und entsetzlich! Jetzt brechen wir auf und stürmen über die Wiese zur Anhöhe empor, dem Kornfelde zu. Von den Russen war nichts mehr zu sehen. Bald sind wir soweit oben, daß es Zeit wird, das Artilleriefeuer hinter uns einzustellen, da es uns sonst selbst gefährlich wird. Wir ziehen die gelbe Fahne auf und die Geschütze schweigen.

Eine Patrouille soll vor: auskundschaften, wie es da hinten aussieht, hinter dem Kornfelde! Wir sind drei Mann: unser Oberleutnant, dann der Egerländer Ernst Heinrich aus einem Orte bei Franzensbad und ich. Mit schußbereitem Gewehr wir, mit gezücktem Säbel der Oberleutnant, so gehen wir vor. Ueberall ists totenstill. Im Osten leuchtet das Rot des jungen Morgens und in seinem Schein sehen wir plötzlich dort drüben drei dunkle Gestalten liegen: Russische Soldaten. Wir wollen sie zunächst umgehen, um sie von der Seite zu fassen. Aber da sie so regungslos liegen bleiben, scheint es, als ob sie schlafen. Wir zögern nicht länger und stürmen vor. Sobald sie sich rühren, werden wir schießen. Nur zwanzig Schritte noch — und wir sind bei ihnen. Da springt der eine auf und rast davon. Die beiden anderen bleiben schnarchend liegen. Erst als wir ihnen die Gewehre und Patronentaschen nehmen, erwachen sie. Ihre Gesichter hättet Ihr sehen sollen! . . . Das ging aber alles viel schneller vor sich, als ich's erzähle. Den Flüchtling lassen wir natürlich auch nicht ungeschoren, zumal wir sehen, daß es ein Offizier ist. Zwei Schüsse ihm nach — und er stürzt. Mein Oberleutnant und Heinrich bleiben bei den Gefangenen und ich eile nun zu dem Dritten. Der ist aber nicht etwa tot. O nein — gar nicht getroffen. Er liegt in einem Graben, zieht sein weißes Taschentuch heraus und hält es hoch empor. Willig übergibt er Revolver und Säbel. Wie staunen wir: ein russischer Oberst! Wie dieser dazu kam, sich mit der Feldwache hier auszuschlafen, das kann ich nicht sagen . . . Alle drei hatten Hunger wie sibirische Wölfe im Winter. Wir gaben ihnen Brot und Zigaretten. Dann brachten wir sie zu unserer Kompagnie. Seitdem habe ich nichts mehr von ihnen gehört und gesehen. . .

Am 8. September marschieren wir längs einer Bahnlinie. Es ist nicht weit von R. Trübes, nebliges Wetter. Plötzlich schießen Kosakenpatrouillen auf uns. Sofort liegen wir hinter dem Bahndamm in Schwarmlinie und nun beginnt ein entsetzliches Feuer. Hinüber und herüber. Da ritt mitten im ärgsten Kugelregen — der Kompaniechef auf mich zu: „Wunderlich, ich habe etwas für Sie!" Und mit einigen Glückwunschworten heftet er mir die silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse an die Brust. Welch eine Ueberraschung für mich! Diese Minuten werden mir unvergeßlich bleiben. Die feindlichen Kugeln pfeifen um die Köpfe, aber ich stehe „Hab acht!" vor dem Offizier . ."

Dann erzählte der junge Krieger noch, wie er bei einem Deckungsgefecht verwundet wurde. Sie standen in einem Kleefelde und die Russenkugeln umsummten sie wie ein Schwarm aufgescheuchter Bienen. Eben hat er einen Nebenman, dem so eine moskowitische Bohne durch das Bein gedrungen war, verbunden, als auch ihn eine Kugel traf, in den Zeigefinger der rechten Hand. Der brave Wunderlich hatte übrigens nicht nur einen Obersten gefangen. Nein, mehr: einen russischen Generalstabsobersten — und noch etwas . . . Der Oberst trug's in seiner Brusttasche verborgen . . . Und darum die Tapferkeitsmedaille!

Der Uebergang über die Yser bei Keyem.

Am 22. Oktober lag unser Bataillon in . . ., 2 Kilometer hinter der Yser, zur Verfügung der . . ten Infanteriebrigade. Tagelang hatten wir in der ersten Feuerlinie gelegen und sehnten uns jetzt nach etwas Ruhe. Daß es damit aber nichts werden würde, war ziemlich sicher; wozu hätte man uns sonst stundenlang gefechtsbereit auf der Straße stehen lassen? Vorn an der Yser war etwas im Gange; Verwundete kamen zurück, Patronenwagen trabten fortwährend über das holperige Pflaster, und im weichen Boden. Gegen Abend war die Maschinengewehrkompagnie unseres Regiments nach vorn gezogen worden, und schon kurze Zeit darauf verlangte sie durch einen Radfahrer neue Munition; es mußte also hoch hergehen. Die Dunkelheit brach herein und wurde dank trüben Himmels schnell so undurchdringlich, daß man nicht drei Schritt weit sehen konnte. Gegen 9 Uhr kam wieder ein Radfahrer zurück, aufgeregt und ganz außer Atem. „Wo ist der Major?" — „Das Bataillon soll zur Verstärkung nach vorn. Wir sind mit zwei Kompagnien über den Fluß gegangen, aber der Feind hat plötzlich mit überlegenen Kräften angegriffen und zwei Maschinengewehre weggenommen. Jetzt müssen Verstärkungen vor, sonst können wir uns nicht halten." Weg war er, und wir machten uns fertig. Eine Viertelstunde später waren wir auf dem Marsch und tappten uns lautlos durch die Dunkelheit. Schon nach zehn Minuten pfiffen uns die Hochgänger um die Ohren, klatschten gegen die hohen Pappeln, die den schmutzigen Landweg einsäumten, und fuhren einigemale auch in die Kolonne, wie man aus leisen Schmerzensrufen und unterdrücktem Stöhnen erkennen konnte. Schließlich nahm das Sausen und Pfeifen so zu, daß wir zu beiden Seiten der Straße in die Gräben hinunter mußten. Sie waren sumpfig und entsetzlich schmutzig; aber was half's, durch mußten wir! Unser Bataillon bestand nur aus Berlinern, und was man an leisen Flüchen und Zornesausbrüchen hörte, klang auch danach; — kein Droschkenkutscher kann's besser. Endlich waren wir am Ziel. Ein zerschossenes Gehöft an der Straße hob sich mit seinen nackten Brandmauern gespenstisch gegen den Nachthimmel ab, und dicht hinter dem Gebäude floß die Yser vorüber, ein 20 Meter breiter, auf beiden Ufern mit Staudämmen eingefaßter, kanalisierter Fluß. Die Brücke war natürlich von den Belgiern gesprengt worden, und das Gebilde, was unsere Pioniere unter enormen Schwierigkeiten als Ersatz dafür gebaut hatten, bestand aus einem quer über den Fluß liegenden Lastkahn, von dem Laufbretter zu beiden Ufern führten. Dieser improvisierte Steg war infolge der feuchten Witterung und der vielen Schmutzstiefel, die schon hinübergelaufen waren, so schlüpfrig geworden, daß man auf allen Vieren kriechen mußte, um nicht ins Wasser zu fallen. „Mensch, Kam'rad, det Ding haben de Bällja (soll Belgier heißen) mit jriene Seefe injeschmiert", hörte ich neben mir eine tiefe Stimme, und bums, da lag ich auch schon auf dem Rücken. Am jenseitigen Ufer empfing uns ein Posten, der unausgesetzt rief: „Nach links verlängern und kriechen, nicht aufrecht gehen." Die Mahnung war überflüssig, denn über den Damm hinweg sangen die Kugeln und mischten ihr unheimliches Lied in den peitschenartigen Knall unserer Gewehre, deren Mündungsfeuer wir dicht über dem Rande des Walles aufblitzen sahen. Auf den Knien rutschten wir nach links, krochen wie Indianer über die schlüpfrige Erde und spähten durch die Nacht, um festzustellen, was hier eigentlich vorging. Man konnte aber nur wenige Schritt weit sehen. Je weiter wir nach links kamen, desto häufiger stießen wir auf Verwundete, die stöhnend um Wasser baten und angstvoll nach Sanitätern riefen. Wir konnten den armen Leuten auch nicht helfen, hatten ja selbst nichts zu essen und zu trinken bei uns. Weiter krochen wir. Endlich hatten wir den linken Flügel erreicht und warfen uns platt auf den Damm, einer neben den anderen. . Von rechts her wurde durchgesagt: „Scharf aufpassen, der Feind verlängert fortwährend seinen rechten Flügel und liegt stellenweise nur fünf Schritt vor uns auf der anderen Seite des Dammes." Schärfer spähten die Augen durch die Nacht. Richtig, dicht vor uns huschten schwarze Schatten vorbei und hinter der jenseitigen Böschung blitzte es auf. Päng — päng — päng! „Lebhaft feuern, Leute, immer auf die dunklen Gestalten halten, die gerade vor uns herumkriechen!" — Plötzlich flammte drüben eine Leuchtkugel auf und tauchte die ganze Umgebung in grünes, blendendes Licht. — Teufel auch, das wimmelte ja geradezu von Feinden! Schneller knatterten die Schüsse aus den Gewehren, und vereinzelte Schreie zeugten davon, daß nicht alles daneben ging. Doch auch bei uns gab es schwere Verluste. „Flankenfeuer von links", tönte es plötzlich herüber, und richtig, da zischte es von links her hinter uns vorbei. „Wir brauchen schleunigst Verstärkungen am linken Flügel", flog es durch die Schützenlinie, die man uns geschickt hatte. Doch der Feind holte immer weiter nach rechts aus, kam immer näher und schickte sich an, unsere Stellung zu stürmen. Ein langer Schatten sprang, wie aus dem Boden gewachsen, mitten auf den Damm und schrie in deutscher Sprache: „Ergebt euch!" — „Ergib du dich", schrie es zurück, zwei Schüsse krachten, und der Schatten brach zusammen. Und nun kam es. Kleine Gruppen von Feinden tauchten unmittelbar vor uns überall aus dem Dunkel auf und versuchten den Wall zu stürmen. Doch wie die Tiger hockten unsere Leute sprungbereit hinter dem Damm, sprangen nach vorn, wenn so ein schwarzer Schatten sich zeigte, und schlugen mit dem Kolben drauf los. Es blitzte und krachte von rechts und links, wohl hin und her, schrie, fluchte, keuchte und stöhnte durcheinander,

---

„Meine liebe Käthe, Dir und uns ist ein großes Glück widerfahren, dessen Du Dich hoffentlich würdig zeigen wirst."

Käthe riß ihren Blick gewaltsam aus dem des Vaters los. Ihr wurde seltsam bang und schwer zumute. Des Vaters ungewohnte Milde erschien ihr fast unheimlich. Betreten sah sie zur Mutter hinüber, die selig unter Tränen lächelte. Und dann blickte sie Frau Brandner an, die ihr gütig lächelnd zunickte.

„Wovon sprichst Du, Vater?" fragte sie leise, und instinktiv stieg ein Gefühl in ihr empor, als müsse sie ihre Hand aus dem umklammernden Druck des Vaters lösen und wie vor einem Verhängnis entfliehen.

„Also, meine liebe Käthe, Frau Brandner hat uns die große Ehre erwiesen, bei Deiner Mutter und mir für ihren Sohn, Herrn Georg Brandner vom Branderhof, um Deine Hand anzuhalten."

Käthe zuckte zusammen und ihr Gesicht überzog sich mit jäher Blässe. Wieder suchte sie ihre Hand zu befreien, aber der Vater hielt sie fest und bohrte seine Augen wieder in die ihren. Dann fuhr er fort:

„Ich hoffe, meine Tochter, daß Du Dir bewußt bist, welches Glück Dir mit dieser Werbung widerfährt und daß Du es in Demut aus meiner Hand entgegennimmst."

Käthe war wie gelähmt unter dem Banne seines Blickes. Sie wußte im Augenblick nicht, ob ihr diese Werbung angenehm oder unangenehm war. Es erschien ihr so unwirklich, was sie da vernommen hatte.

„Das ist ja nicht möglich, das kann ja nicht sein," stieß sie heiser hervor. Der Amtmann lächelte jovial.

„Sehen Sie wohl, verehrte, gnädige Frau — unsere Käthe kann ihr Glück nicht fassen, es überwältigt sie," sagte er mit seiner öligen Stimme.

Käthe wollte eine abwehrende Bewegung machen, aber der Vater hielt sie im Banne.

Da senkte sie das Haupt und schloß die Augen: Und sie dachte bedrückt: „Wenn Georg Brandner mich zur Frau begehrt, warum kommt er dann nicht selbst, mich zu fragen, ob ich ihm angehören will?"

Und sie fühlte mit Bestimmtheit, daß er bisher immer sehr gleichgültig über sie hinweggesehen hatte. Nie hatte er einen warmen Blick, ein bedeutungsvolles Wort für sie gehabt.

Nicht ohne heimliches Wohlgefallen hatte sie stets seiner hohen, schlanken Gestalt nachgesehen, wenn er vorüberritt. Wenn sie vorhin ehrlich Wallys Fragen hätte beantworten wollen, hätte sie zugestehen müssen, daß sie oft genug auch allein durch das Astloch im Zaun gesehen hatte, wenn er vorüberritt. Sein charakteristisches Gesicht mit den festen männlichen Zügen war ihr immer sehr interessant erschienen, und der ernste, manchmal sogar düstere Ausdruck seiner Augen hatte ihr Herzklopfen verursacht. Auch sie glaubte, daß er die Untreue seiner Frau noch nicht verwunden hatte, ja, daß er diese noch immer liebte. Sie konnte sich nicht denken, daß Liebe vergänglich sei. Und nie hatte sie begreifen können, daß eine Frau einen Mann wie ihn freiwillig hatte aufgeben können. Oft hatte sie über Georg Brandners Schicksal nachgesonnen und es mindestens so interessant gefunden als Wally.

Aber immer war sie sich bewußt gewesen, daß sie ihn herzlich gleichgültig und unbedeutend erschienen war. Das war ja auch nicht anders möglich. Er war der vornehme reiche Besitzer des Branderhofes, und sie die arme, schlichte Amtmannstochter.

Und nun saß hier seine Mutter und warb für ihren Sohn um ihre Hand. Ein Schwindel befiel Käthe. Sie war sich sehr wohl bewußt, was ihr da für eine glänzende Zukunft geboten wurde, wußte, daß sich ihr nie wieder eine solche Aussicht bieten würde, aus den engen, drückenden Verhältnissen im Vaterhause zu kommen.

So jagten unruhige Gedanken hinter ihrer Stirn, während sie abwechselnd rot und blaß wurde und um ihre Fassung rang. Und dann stieg plötzlich die Frage in ihr auf: „Warum begehrt er Dich — gerade Dich zur Frau, warum nicht eine andere? Gilfst Du ihm vielleicht, ohne es zu wissen, mehr als Du denkst?"

Ein heißer Strom drang zu ihrem Herzen, so daß es rebellisch klopfte. Einen Augenblick kam es wie ein Rausch der Freude über sie, daß er gerade sie erwählen wollte. Konnte sie ihm vielleicht doch eines Tages etwas gelten, wenn sie seine Frau wurde?

Was galt ihr in diesem Augenblick jähen, heißen Hoffens Georg Brandners Reichtum, der Glanz des Branderhofes. Wie die Ahnung eines großen, unfaßbaren Glückes durchdrang es ihr ganzes Sein. Schon die Möglichkeit, daß sie eines Tages geliebt werden könne von einem Manne wie Georg Brandner, zu dem sie immer in scheuer Bewunderung aufgesehen hatte, erfüllte sie mit heißer Unruhe:

Aber das aufwallende Glücksgefühl erlosch sogleich wieder.

„Er wird nie wieder eine Frau lieben. Und daß er nicht selbst kommt, beweist, wie gleichgültig ich ihm bin," dachte sie, sich zusammenraffend.

Aufatmend strich sie über ihre Augen und sah um sich, als erwache sie aus einem Traum.

Der Amtmann lachte ein wenig gezwungen.

„Nun komm nur zu Dir, Käthe!" rief er mahnend.

Seine Frau sah ein wenig unruhig zu Käthe hinüber. Warum war sie so still, warum bedachte sie sich so lange? Sie würde doch um Gottes willen keine Torheit begehen? Käthe war immer so eigen, so ganz anders als ihre Geschwister, immer sagte und tat sie gerade das, was man nicht erwartet hatte. Aber freilich, in diesem Falle gab es ja nur eine Antwort. Es konnte doch nicht anders sein, als daß sie diese Werbung mit tausend Freuden annahm. Ach, wenn sie doch vorher mit Käthe hätte sprechen, ihr die glänzende Seite dieser Partie so recht eindringlich hätte zum Bewußtsein bringen können. Aber Frau Brander hatte darauf bestanden, daß man Käthe in ihrer Gegenwart das erste Wort über diese Angelegenheit sagte.

Frau Brandner wollte sich selbst davon überzeugen, wie Käthe den Antrag aufnahm. Ruhig wartete sie nun, bis sich Käthe gefaßt hatte. Die alte Dame betrachtete ihre künftige Schwiegertochter mit einiger Rührung. Wie sie geblendet war von dem Glanz, der sich vor ihren Augen auftat.

Keine Ahnung kam der sonst so klugen Frau, wie es jetzt in Käthes Innerm aussah.

Der Amtmann wurde ungeduldig. Was fiel dem dummen Mädel ein, sich solange zu bedenken, statt mit beiden Händen zuzugreifen. Er drehte sie plötzlich um und schob sie, ihre Arme mit festem Griff umspannend, vor Frau Brandner hin. Und dann sagte er, seine Worte mit einem sehr gebieterischen Druck begleitend: „Nun rede doch endlich, Käthe, und sage Frau Brandner, wie glücklich Du Dich schätzest, daß ihre und ihres Herrn Sohnes Wahl auf Dich gefallen ist."

Käthe sah herab in das feine, kluge und gütige Gesicht der alten Dame. Anna Brandner streckte ihr lächelnd die Hand entgegen, während der Amtmann hinter ihren Sessel trat und Käthe streng und gebieterisch anblickte.

(Fortsetzung folgt.)